



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 38.

Wiesbaden, den 20. Juni 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Deutsche Kunst“, von Paul Ernst. — „Verse“, von Hermann Hesse. — „Großmutter erzählt“, von Karl Nötiger. — „Seelische Fernwirkungen im Kriege“, von Dr. Böhm. — „Korndämonen“, von Franz Pflugl. — „Kustetier Meier II“, von Rudolf Michael. — „Bilderbogen fürs Haus“, — „Eustige Ede“,

Zum Geleite:

Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außen hin, aber klein im Herzen. Er kauft den Mut; er hat ihn nicht selbst — und hier liegt die Gefahr. Der Handel hat nie größere Zwecke als sich selbst, und seine erste Bedingung ist — die Ruhe.

Th. Fontane.

Deutsche Kunst.

Von Paul Ernst.

In der Britischen National-Galerie geht eine Treppe hoch, die sich auf einem Absatz teilt; auf der einen Seite kommt man zu den Sälen mit den englischen Malern, auf der anderen zu den Sälen, welche die Kunstwerke aller übrigen Nationen enthalten. Da die Engländer immer viel Geld hatten, so haben sie von allen Völkern die schönsten Bilder zusammengebracht. Ihre eigene Malerei ist bekanntlich höchst elend, und selbst ihre besten Künstler erinnern uns immer an Oelfarbenbrüche. Die Gegenüberstellung ist also sehr ungünstig für das englische Genie; trotzdem verlangt das englische Nationalbewußtsein, daß die Hälfte der Räume für die englische Kunst bestimmt wird.

In den weitaus meisten deutschen Galerien haben wir auch zwei von der Treppe ausgehende Seiten. Aber über der einen Tür pflegt zu stehen „Italienische Kunst“, über der anderen „Niederländische Kunst“. Bei der niederländischen Kunst hat man dann gewöhnlich einige Räume, wo man „Französische Schule“, „Deutsche Schule“, „Spanische Schule“ und unter Umständen einige Engländer untergebracht hat.

Die Ursache dieser Anordnung der deutschen Galerien ist in der Entstehung der Sammlungen begründet. Seit dem Sieg des Klassizismus in Italien galt in ganz Europa die italienische Kunst als die Kunst überhaupt; in sehr weiter Entfernung unter ihr ließ man noch die Niederländer zu, als Männer, welche für den Geschmack von Kennern und Liebhabern gemalt haben; etwa die Kunstausfassung Goethes ist typisch für diese Anschauungen, die ja dann in Deutschland auch ihren stärksten Rückhalt fanden. Die Engländer haben nicht etwa irgendwelche richtigeren Einsichten gehabt, sondern sie folgten einfach ihrem naiven Größenwahn, den ja in allen Dingen England dem gesamten Kontinent gegenüberzustellen pflegt.

Die deutsche Bescheidenheit, welche in einer, wenn auch falschen, Kunsttheorie wurzelte, hat gewiß ihren großen

Wert; gerade jetzt sollten wir das nicht vergessen. Sie ist der Ausfluß der vornehmen Gesinnung, welche das Persönliche dem Allgemeinen unterordnet und das zufällig Eigene dem objektiv Richtigen. Wir wollen durchaus wünschen, daß die Nation diese Bescheidenheit behält, denn sie ist gleichzeitig sittlich und stark. Aber sie hat mindestens in diesem Fall schwere Nachteile für uns gehabt.

Man klagt, und oft mit Recht, daß deutsche Kunst sich zu sehr an fremde Einflüsse verliere; die notwendige und nützliche Befruchtung durch den fremden Einfluß gehe zu leicht in Nachahmung über. Eine der Ursachen dieser Erscheinung ist, daß eigentlich kein Mensch weiß: was ist denn deutsche Malerei. Das rührt aber daher, daß die deutschen Bilder nirgends systematisch gesammelt sind.

Malerei muß sinnlich verstanden werden. Gelehrsamkeit und Philosophie nützen hier nichts, man muß die Bilder sehen. Jede Nation hat nun ihre Eigentümlichkeiten, die sich bis in das Geringste hinein äußern und, ohne daß die Künstler es wissen, ganz von selber immer wieder in der Kunst zum Vorschein kommen. Wenn man Bilder einer Nation aus der Reihe der Jahrhunderte zusammengestellt vor sich hat, so kann man die Eigentümlichkeit der Nation sehen; man kann sie selbst bei den Italienern sehen, bei denen doch in früheren Jahren jede Stadt eigentlich völlig anders war als die andere; diese Eigentümlichkeiten bilden dann den Charakter der betreffenden Kunst. Hat man diesen Charakter verstanden, dann erst kann man die Kunstwerke der betreffenden Nation untereinander bewerten; dann erst haben die lebenden Maler einen Anhalt, verstehen sie sich selber und wissen, nach welcher Richtung sie zu gehen haben, dann verschwindet die Nachahmung des Fremden von selber.

Neben dieser pädagogischen Bedeutung für unsere lebende Kunst wird eine solche große Sammlung aber auch eine andere Bedeutung haben. Wenn wir durch sie den Begriff der deutschen Malerei bekamen, wie wir in der

italienischen, niederländischen, spanischen, ja selbst englischen, haben, dann wäre die ganze Menschheit um eine geistige Erscheinung reicher. Vergleichen und Abschätzen in solchen Dingen ist Torheit, vielleicht stellt sich heraus, daß die deutsche Kunst nicht zu der Größe der italienischen, nicht zu der Leidenschaft der spanischen, der stillen malerischen Schönheit der niederländischen Kunst gelangt: sie wird dann irgend etwas anderes haben, worin sie das Höchste leistet; denn es ist ausgeschlossen, daß ein Volk, wie das deutsche, in seiner Kunst nicht etwas in seiner Art Einziges geschaffen haben soll.

Noch sind wir weit entfernt davon, daß eine solche Sammlung geschaffen wird; es wird noch öfters geschehen müssen, wie bei der Jahrhundertausstellung, daß plötzlich einzelne Meister entdeckt werden, von denen man keine Ahnung hatte; es wird erst so weit kommen müssen, daß die deutschen Bilder auf dem internationalen Bildermarkt Preise erzielen, bis unsere gelehrten Kunsthistoriker daran gehen werden, sie zu sammeln. So lange muß man sich mit Ausstellungen begnügen, die eine größere Menge Bilder für einige Zeit zusammenbringen.

Eine solche Ausstellung war in Darmstadt im vorigen Jahre. Man hatte deutsche Bilder aus der Barock- und Rokokozeit zusammengebracht, von 1650 bis 1800. Ueber diese Ausstellung ist jetzt ein großes Werk erschienen, das Veranlassung zu diesen Betrachtungen gab.*

Der gewählte Zeitraum ist der denkbar ungünstigste für die deutsche Kunst, denn gerade in diesen anderthalb Jahrhunderten, die dem furchtbaren dreißigjährigen Kriege folgten, war das materiell und geistig verarmte Deutschland so ganz auf Nachahmung des Auslandes angewiesen. Fast bei jedem der Künstler, von dem etwas abgebildet ist, kann man auf das ausländische Vorbild hinweisen, das ihn beeinflusst hat. Und doch, wenn man alle zusammennimmt: etwas Gemeinsames haben sie, das kein Fremder hat, das bei jedem von ihnen den eigentlichen Reiz ausmacht, auch wenn man den Reiz nicht immer ganz versteht: es ist das Deutsche in ihnen.

Worin liegt das Deutsche? Ist es die Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Treue im Kleinen und das frische Gefühl, das durch alle Konvention durchbricht? Das beständige Rückgehen auf die Natur, das Ringen mit der Wirklichkeit, der Mut auch zur Geschmacklosigkeit, die Sicherheit im Konstruktiven des Bildes? Das sind alles gemeine Redensarten, die ich hier gebrauche; aber man kann hier, wo man so schwer auch nur sich selber klar wird, wo man die aller- verschiedensten Kunstwerke bezeichnen soll, sich nicht besser ausdrücken. Wie manches der Bilder erinnert an Holbein und Keibel; wie manches an Böcklin und Grünwald — man verstehe nicht falsch: nicht etwa in der Qualität, sondern im Kunstziel und in den Kunstmitteln. Ziel und Mittel der Kunst haben ja eine Wurzel; sie sind es, die den Charakter einer Kunst bilden.

Noch ein Moment möge hervorgehoben werden.

Die Kunst erzieht die Menschen; die Menschen sehen durch die Augen verstorbener Maler, empfinden durch das Gemüt verstorbener Dichter. Es ist für jede Nation richtig, sich durch die eigenen Künstler erziehen zu lassen; wo eine Erziehung durch fremde Künstler stattfindet, da entsteht sehr oft falsches Gefühl, eine Verwirrung der Instinkte, ein schiefes und unklares Handeln. Wir Deutschen haben da sehr zu leiden gehabt. Damit soll nicht einem beschränkten Nationalismus das Wort geredet werden, der gerade in Sachen der Kunst besonders gefährlich ist; aber von fremder Kunst dürfte nur die ganz große, die allgemein menschlich geworden und nicht mehr national bedingt ist, auf uns wirken, sonst verwirren wir uns. Hätten wir eine National-Galerie, hätten wir durch sie ein klares und deutliches Bild unserer deutschen Kunst, so würden die Menschen bei uns richtiger fühlen, manche überflüssigen seelischen Konflikte würden fortfallen, und es wäre ein besseres Verständnis für Kunst überhaupt vorhanden, damit aber auch eine tiefere

Wirkung der Kunst. Und gerade in der heutigen Zeit, wo die Menschen normalerweise immer weiter von der Natur entfernt werden und nur in seltenen, kurzen Gelegenheiten, wie etwa gegenwärtig der Krieg ist, an die Tiefen des Menschlichen geführt werden, ist die Erziehung durch die Kunst doppelt wichtig, damit nicht eine zivilisierte Barbarei über die Menschheit kommt, die schlimmer ist wie die wilde Barbarei.



Verse.

Von Hermann Hesse.

Den Dabeimgeliebten.

Feinde stehen kampfbereit
An des Reiches Grenzen,
Strahlend durch die trübe Zeit
Unserer Seere Laten glänzen.

Feinde lagern auch genug
Uns im eignen Sinn verborgen;
Reid und Hader, Hohn und Trug
Ueberschäfte Tagesorgen.

Wir, die noch zu Hause sind,
Wollen nicht bekümmert stehn,
Ferner Schlachten frischer Wind
Ruh durch unsere Herzen wehn.

Jedem ist der Feind bewußt
Lauernd in der eignen Seele —
Reißt den Schaden aus der Brust,
Daß er uns den Sieg nicht stehle.

Tief in uns'ren Herzen sei
Liebe tätig und Vertrauen,
Daß wir uns're Zukunft frei
Von verährten Nebeln schauen.

Daß ein Volk verjüngt und aut
Seiner Helden Siege preise,
Und der wirren Völkerflut
Neue, lichte Wege weise.

*

Nachtgefühl.

Tief mit blauer Nachtgewalt, Die mein Herz erbellt, Bricht aus jähem Wolkensvalt Mond und Sternenswelt.	Seele flammt aus ihrer Gruft, Lodernd aufgeschürt, Da im bleichen Sternensdunst Nacht die Farbe rührt.
--	---

Sorge flieht, und Not wird klein,
Seit der Ruf geschah.
Mag ich morgen nimmer sein —
Deute bin ich da!

*

Sterbender Soldat.

Nur Sünde hab ich gekannt Und Einsamkeit, Mein Herz hat für niemand ge- Seit der Kinderzeit. brant	Deute verblut' ich im Feld Und heie voll Dank, Segne die liebe Welt, Bin nimmer krank.
Langsam ging mir der Tag Und die Welt war leer, Einsamer Stunden Schlag Klang um mich her.	Er, den ich einst gekannt, Gott nicht mir zu, Tut mir mit fester Hand Die Augen zu.

Steht still und wunderbar
Meine Mutter im Feld,
Lang fließt ihr blondes Haar
Ueber mich und die Welt ...



Großmutter erzählt.

Skizze von Karl Röttger.

Noch waren die Tage des Herbstes mild, und über Mittag und in den Frühmittagsstunden schön durchwärmt, wenn auch die Dämmerung früher sich senkte und die Abende kühl wurden.

* Georg Biermann, Deutscher Barock und Rokoko. Leipzig 1914, 2 Bände in Fol. mit vielen Bildern.

Blasse, milde Sonne schien in die Kleinstadtstraßen, lag auf den Dächern und an den alten, grauen Häuserwänden, schien in die Scheiben. Die Geräusche auf den Straßen waren einfach und wenig, wie sonst immer; eines Wagens fahren, eines Kindes Ruf, eines Hundes Bellen und das Gehen weniger Menschen auf den schmalen, oft schiefen Bürgersteigen. „Trittwar“, sagten die Kinder.

Und doch, ein Abscheu, oder ein leiser, verzitternder Widerhall des Weltlärms war auch hier, wo das Leben, wenn man es flüchtig ansah, dahinging wie sonst immer. Die jungen Leute beim Kaufmann Ophoven an der langen Straße wußten immer das Neueste, oft Dinge, die nicht in der Zeitung standen; oft die merkwürdigsten und unmöglichsten Gerüchte.

Aber auch sonst: die Handwerksmeister und Krämer traten wohl einen Augenblick nach der Frühstückspause oder hinter dem Nachmittagskaffee oder bei beginnender Dämmerung, ehe das Licht in Werkstätten und Läden angemacht wird, aus der Haustür, um nach einem Nachbar oder Gegenüber auszuschaun, mit dem man ein Wort reden konnte. Und er fand sich immer.

Die Frauen und Mütter, deren Männer und Kinder mit „im Feld“ waren, standen am Wochenmarkt oder beim Einholen im Laden ein wenig länger zusammen, um auszutauschen, was an neuen Nachrichten zu erzählen war.

Die Strickstunden aber waren das Schönste, wenn man dies Wort in so großer und schwerer Zeit nehmen darf.

Ein wenig näher kamen sich die Menschen doch, hatten Teilnahme an des anderen Schicksal; und was sonst oft nur Neugierde der Kleinstädter gewesen war, hatte sich wohl in lebendiges Mitfühlen gewandelt. Denn bei den Verlusten der großen Schlachten war auch der und jener aus dem Ort genannt worden: Menschen, die jeder in der Kleinstadt gekannt hatte (wo jeder fast jeden kennt) und von denen man nun doch wußte, sie kehren nie wieder. Liegen fern begraben: Fremde in der Fremde. Die große Trauer ruhte ja auf den einzelnen, den Müttern, den Frauen, den Großmüttern, den Vätern, die es betroffen hatte; aber es war doch viel schweigendes Mitgefühl bei den anderen. Denn das fühlten sie, daß dies doch anders und schicksalsmäßiger und außergewöhnlicher war, als wenn sonst, zu Friedenszeiten, jemand gestorben war in der Kleinstadt und die Männer im schwarzen Rock und mit dem Zylinder langsamen Schrittes dem schwankend getragenen Sarg gefolgt waren.

Das Schicksal schattete auch hier; man sah es nicht, es schwebte fern — in der Fremde; dort hing es wohl groß und dunkel, wie ein riesenhafter Vogel mit riesenhaften Fängen, am Himmel; aber die letzten, verrinnenden Schatten fielen bis hier herein in die Stille und den Frieden.

Draußen vor den Toren aber standen die Herbstbäume, als wenn sie brannten, in lohendem Laub, weiße Landstraßen liefen hinaus in die Einsamkeit der Gärten und Felder; und fern standen die Wälder, dunkelblau, mit einem milchigen Dunst umhangen. . . . „Und Frieden, Frieden überall“ — Frieden inmitten des Krieges, inmitten der Feuer, die jenseits der Grenzen lohten; schöner, milder deutscher Herbstfrieden.

Im Garten hinter der Lehrerwohnung saß manchmal ein kleiner Kreis von Frauen und Mädchen zusammen beim Stricken. An den trüben Nachmittagen oder nach begonnener Dämmerung saßen sie auch in der großen Stube. Handwerkerfrauen und Töchter, Frauen von kleinen Beamten, die Tochter der Wäschfrau, Lisas Freundin.

Lisa saß immer neben der Großmutter, gegenüber der Mutter. Manchmal, nach dem Nachmittagschulschluß, kam der Lehrer auf einen Augenblick hinzu, mit qualmender Pfeife, und schaute ein wenig der ruhelosen, leise klipperten Arbeit der Hände zu. Lächelte und ging wieder.

Es konnte auch sein, daß er die Nachmittagspost in der Hand mitbrachte, und dann sahen ihn Lisa und die Großmutter wohl erwartungsvoll an. Und manchmal, aber es war nicht sehr oft, lächelte er besonders fein und reichte schweigend einen Brief zu Lisa hinüber, die danach schnell

griff, ihn dann ein wenig verlegen in die Tasche steckte, bis sie, ihre Tapferkeit findend, ihn doch wieder hervorjog und las, ihn danach der Großmutter reichte, die eine zweite Brille aufsetzte und auch las. —

Bis eine der Frauen fragte: „Es geht ihm noch gut?“ Und alle wußten, daß der junge Student gemeint war, ein Bürgersohn der Stadt, der bei Kriegsausbruch gleich eingetreten und in den letzten Wochen ausgerückt war. Und sie nickte und sagte: „Ja, gut!“ —

Das Schicksal eines Landes und Volkes in Zeiten großer gewaltiger Entscheidung ist nicht gleichzusetzen mit dem Schicksal des einzelnen. Das Schicksal von Volk und Staat, von Heimat und Vaterland schließt vieler einzelnen Schicksale ein; umfaßt sie — und ist doch noch mehr. Viele aber erleben das Schicksal und die Zeit vorwiegend im eigenen, persönlichen Schicksal; sie können ja nicht anders; und immerhin steht dies Schicksal ohne Zweifel im großen Zusammenhang; soviel fühlen auch sie.

Aber am schönsten war das Gefühl, und es kam oft durch bei vielen; Mensch bei Menschen zu sein; die Erkenntnis, daß alle Menschen seien, denen Schwerstes geschehen könnte; und daraus hervorgehend das Wissen. Hierin sind wir gleich und darum einander nahe.

Dennoch, das Letzte blieb ungesagt. Das muß jeder mit sich allein abmachen: wenn ihn das Schicksal anrührte, wie er es verwinde, überstehe — und dennoch hinterher in der Gemeinschaft der Menschen weiterlebe, wenn auch um einen Schatten einsamer als sonst.

Sie fühlten oder ahnten es von ferne, wenn erzählt wurde, daß einer gefallen, sei es einer jungen Frau Gatte, eines Mädchens Verlobter, eines Vaters und einer Mutter Sohn. Wohl ist dann Teilnahme, aber das Letzte kann nicht gesagt werden. Denn welcher Mensch hätte sich noch nicht alsdann hilflos, ohne Fähigkeit zu wahrhaft helfendem Wort gefühlt, wenn er Zeuge ist eines andern Schicksals!

Die Großmutter hätte wohl davon sprechen können; aber sie sagte am wenigsten, saß am meisten schweigend.

Aber an einem trüben, schwermütigen Regennachmittag (man sah im Garten draußen die gelben Blätter von den Bäumen auf die Erde fallen) sprach sie davon zur Enkelin.

Es kam so:

Sie saßen allein; die Lehrerin war in irgendeinen Verein gegangen, der Lehrer saß im Nebenzimmer und forrigierte Diktathefte.

Da sagte Lisa in das Schweigen: „Großmutter, erzähl etwas!“

„Du meinst, Kind — aber was?“

„O, du wirst schon etwas wissen.“

„Ich will mich besinnen, Kind.“

„Großmutter, dies ist nun der vierte Krieg, den du erlebst, nicht?“

„Ja, der vierte.“

„War es damals auch so, die Begeisterung — und der Ernst bei den Menschen?“

„Ja, es war wohl ebenso.“

„Für den einzelnen ist das Schwerste oft wohl, nicht umgerissen zu werden und mit dem Ganzen zu fühlen. Du hattest es damals bei den Kriegen ein wenig besser, Großvater war nicht Soldat.“

„Ganz recht. Aber —“

„Was denn, Großmutter?“

„Deinen Großvater heiratete ich später, nachdem mein erster Bräutigam gefallen war.“

Lisa starrte die Großmutter an und schwieg. Dann sagte sie: „Das habe ich nicht gewußt!“

„Das weiß ich wohl,“ sagte die Großmutter. „Ewald, dein Vater, meine ich, weiß es und deine Mutter. Ich habe nicht oft davon gesprochen.“

Lisa war aufgestanden und hinter sie getreten; nun legte sie den Arm um sie und ihre Wange an die der Großmutter. Die ließ es geschehen. Sie war eine von den westfälischen Naturen, die, spröde und scheu, selten ihrer Seele Bewegung zeigen.

„Also, soll ich's erzählen?“ fragte sie.

Und Lisa sprach „Ja!“ und setzte sich wieder zu ihr. Großmutter begann: „Wir hatten uns Ende des Jahres verlobt, versteh' recht: 1863. Du weißt, ich bin eines Handwerkers Tochter, wie auch dein Großvater ein Handwerker war und mein Bräutigam gleichfalls.“

Ich war damals 25 Jahre alt, also nach damaligen Begriffen und nach den Worten meiner Mutter reichlich jung zum Heiraten. Im Hotel, unten in der Hauptstraße, hatte ich den Haushalt und die Küche gelernt und war dann, wie es üblich war, in mehreren Dienststellungen, zum Teil, um mir selbst die Aussteuer zu verdienen. Da hatte ich ihn kennen gelernt; versteh' wohl, meinen ersten Bräutigam.

Wenn ich ein Bild von ihm hätte, würde ich es dir zeigen. Aber ich habe keins. Das Photographieren kam damals erst auf, und die Bürgerleute, die recht sparsam waren, scheuten noch oft die Kosten für Bilder von sich selber und ihren Nächsten. Aber ich habe ihn noch genau in der Erinnerung. Er war groß, schlank, hatte gute, liebe Augen, blondes Haar und eine tiefe Stimme. Er war ein schöner Mann.

Dann kam also der Krieg der Preußen und Oesterreicher gegen Dänemark. Nicht eben plötzlich, man hatte es schon länger geahnt, daß es so käme. Aber wenn so etwas kommt, wie ein Krieg, dann ist es doch für einen Augenblick erschreckend; wenigstens für uns Frauen.

Nach dem Abschied, als er eingezogen war, trug ich das schon. Weißt du, ich habe das immer dann so gehalten, wenn im Leben mich eine Bangnis bedrückte, hab' ich mich in die Arbeit gestürzt, und das hat mich immer abgelenkt. Wer das kann, der soll es ja tun. Es lenkt ab und bringt über manche Stunde hinweg.

Also, ich arbeitete den ganzen Tag, aber abends mußte ich doch manchmal an ihn noch denken, wie müde ich auch war. Es war Winter; wie mochte es ihm gehen? Nachricht konnte ich nicht so oft erwarten, seit er fort war.

Aber ich war ziemlich ruhig; denn die Hoffnung, die gibt kein Herz so leicht auf; und so sagte ich mir jeden Tag, wenn das Denken kam, er wird wiederkommen. Er muß ja, das andere wäre zu schlimm!

Als ich nun gegen Mitte Februar des Morgens in der Küche stand und das Mittagessen anrichtete, sah die Tochter des Hauses, das Fräulein Gertrud, herein und sagte zu mir: „Adele, kommen Sie doch einen Augenblick!“ Das sagte sie in so fremden leisen Ton, daß ich ganz überrascht war.

Ich ging ihr nach und stand mit ihr im Wohnzimmer. Ihre Mutter war auch da. Und da sagten sie es mir: Er war tot, gefallen; gleich zu Anfang, bei Missunde, und das war doch erst der Anfang des Feldzuges damals. — Nun, irgendwelche muß es ja immer gleich zu Beginn treffen.

Soviel weiß ich noch: ich begriff, daß er tot war — mehr aber weiß ich dann nicht. Sie haben mir später erzählt, daß ich umgefallen bin; und dann haben sie mich zu Bett gebracht.“ —

Lisa saß und sah die Großmutter angstvoll fragend an. Sie mochte nicht sagen: Weiter, erzähle zu Ende, Großmutter, denn sie fühlte, daß hier noch kein Ende sei. Sie schwieg.

Und dann erzählte Großmutter von selber zu Ende. „Ich wachte wieder auf nach einer langen Zeit, konnte aber nichts sagen, mein Herz war wie tot. Auch weinen konnte ich nicht. Sie sagten mir, ich solle doch weinen, aber ich konnte nicht. Und das war eine Zeitlang so. Aber dann träumte ich in der Nacht, daß ich irgendwo im freien stände, im Wind, in der Nacht und im Winter, und dann kam etwas auf mich zu. Und zuletzt war er es; und er sagte mir, daß er im Winter läge, in Holstein, und unterm Schnee . . . Und da mußte ich weinen im Traum und wachte auf von dem Traum und habe die ganze übrige Nacht geweint und auch am andern Tag noch viel . . .“

Und dann? Aber das Mädchen spricht das Wort nicht, sie hat das Gefühl einer großen Wirrnis, eines Noch-nicht-zu-Ende-seins. Und Großmutter ist klug, sie vollendet nun auch ganz und sagt:

„Wenn einem so etwas geschieht, so ist das, als würde der einzelne ausgeschlossen. Sein Schmerz ist so groß, daß er sich ganz allein glaubt und daß er meint, niemand wird

ihm je helfen. Das habe ich damals auch gemeint. Und jeder andere wird es so fühlen, wenn er den ganz liebte, den er verlor . . .“

Aber dann ganz allmählich merkt man, daß man nicht allein auf der Welt ist, daß niemand dauernd allein und für sich, ohne Teilnahme, leben darf, weil es ein Unrecht wäre an sich selber und der Welt; und so kommt das Leben, dann und zieht einen wieder in seine Kreise und Linien, und — man geht mit. Man geht wieder mit. Das ist keine Treulosigkeit gegen das vorige, was gewesen ist. Aber was es ist, das ist schwer zu sagen. Es ist nur eben so . . .

Ich habe später den Freund meines ersten Bräutigams geheiratet, deinen Großvater, und bin glücklich mit ihm geworden, soweit das möglich ist . . .“

In Lisas Herz und Fühlen war etwas, das war wie ein Wehren und Schreien gegen das, was die Großmutter erzählt hatte. Sie mußte an sich selber denken, an ihren Liebsten, mußte das Furchtbarste sich einen Augenblick ausdenken; wenn er sie; und vor dem Gedanken schon schloß sie die Augen.

Junge Liebe fühlt ja immer so, daß das das Ende sein würde, auch für sie. Aber dann hörte sie wieder die klaren, ruhigen Worte der Großmutter, und ganz langsam ging ihr ein Ahnen auf, daß sie auch darin klug sei und recht habe. Aber es tat ihrem jungen Fühlen weh . . .



Seelische Fernwirkungen im Kriege.

Von Dr. Löbmann.

In dieser Zeit seelischer Hochspannung taucht auch das Problem der seelischen Fernwirkung, die sich in Abnungen und Gesichten äußert, besonders eindringlich wieder auf. Im „Zürner“ bittet Dr. Löbmann um Mitteilung von Erlebnissen auf diesem Gebiet während des Krieges. Der Verfasser teilt selbst zwei ihm aus bester Quelle bekannt gewordene Erlebnisse dieser Art mit:

Ein alter, waderer Landbriefträger a. D. und ehemaliger turkessischer Husar, der siebzigjährig mit seiner gleichalterigen Lebensgefährtin an Voh' „redlichen Lamm“ erinnerte, und in dessen stiller, einfacher Feierabendhäuslichkeit ich mich damals zum Staatsexamen vorbereitete, berichtete schlicht und doch anschaulich, wie in der auf den Tag der Schlacht bei Wörth folgenden Nacht in dem kleinen heilichen Dorfe, in dem er damals noch lebte, plötzlich und ohne jeden erkennbaren Grund die beiden großen Hunde eines Bauern sich wie unsinnig zu gebärden anfangen, heulend durch das Haus gerast seien, ohne sich durch die Leute beruhigen zu lassen, bis es ihnen gelungen war, in das Zimmer des im Kriege befindlichen Sohnes einzudringen, in dem sie sich winselnd niederlegten, und aus dem sie sich in der Nacht nicht mehr entfernen ließen. Nach einigen Tagen erhielt aber der Bauer die Mitteilung, daß sein Sohn in dieser Nacht an seiner am Tage vorher bei Wörth erlittenen Wunde gestorben sei. Die Hunde hatten beide mit großer Liebe an dem jungen Bauern gehangen. Was hier von der Tierseele gilt, kann natürlich auch jederzeit für des Menschen Seele zutreffen, wie der zweite mir ebenfalls durchaus glaubwürdig berichtete Fall zu beweisen scheint: Eine Obersteigerswitwe, deren gleichfalls bereits ergrautes Haupt den Verdacht von Aufschneiderei nicht gerade wahrrscheinlicher macht, erzählte mir einige Zeit später ganz von selbst, ohne im geringsten durch mich zu derartigen Berichten angeregt worden zu sein, ein eigenartiges Erlebnis aus ihrer Kindheit: Im Jahre 1849 lebte die damals Dreizehnjährige mit ihren Eltern und Geschwistern in einem einsam und abseits im mitteldeutschen Berglande gelegenen sogenannten Seehausen, das zu einem halb schon aufgegebenen Bergwerksbetriebe gehörte. Hier erwachten sämtliche Bewohner eines Nachts durch das starke Geräusch und Empfinden eines bei geöffneten Fenstern ununterbrochen durch das Haus brausenden Sturmwindes, der aber unerklärlich sein mußte, da draußen vollkommene Windstille herrschte. Das Ungewöhnliche dieser Erscheinung ist dadurch gekennzeichnet, daß diese mit der Natur vertrauten Menschen unter dem Rätselhaften des Vorganges erschauerten und, wie die alte Frau sich noch deutlich zu erinnern vermochte, die ganze Familie niederkniete, während der Vater

das Vaterunser laut vorbetete —. Nach einigen Wochen erfuhr die Familie, die diese Nacht wohl genau im Gedächtnis behalten konnte, daß der älteste Sohn, der in Schleswig-Holstein im Felde gegen die Dänen stand, in derselben Nacht durch einen Herzschuß getötet sei!

An die Wiedergabe dieser Erlebnisse knüpft der Verfasser folgenden Erklärungsversuch: Wie bei den der Funkentelegraphie dienenden Apparaten eine Senderstation elektrische Wellen aussendet, die auf der hundert, ja tausende von Kilometern entfernten Empfangsstation eine entsprechende Wirkung hervorrufen, und zwar Wellen einer bestimmten Länge stets nur auf einer für diese Wellenlänge, d. h. abgestimmten Empfangsstation, so darf man von der Seele eines in einer ungewöhnlichen Lage befindlichen oder sterbenden Menschen annehmen, daß sich vielleicht infolge einer unerhörten Anstrengung oder anderer schwerwiegender Einflüsse elektro-chemische Vorgänge abspielen, die zur Aussendung elektroformer Wellen führen, die sich auf der für sie abgestimmten Empfangsstation, d. h. in der Seele eines Nahestehenden zu einer Wahrnehmung verdichten. Die Art der Neuherung ist dabei anscheinend nebensächlich und entsieht sich vorläufig noch vollständig unserem Verstehen; es kann zurzeit für uns allein darauf ankommen, ob eine feeleische Fernwirkung bestanden hat oder besteht. Die Parallele zwischen drahtloser Telegraphie und feeleischer Fernwirkung läßt sich im einzelnen noch erweitern: Wie z. B. die Wirkung des Induktionsstroms immer nur eintritt, wenn die Elektrizität erzeugt wird oder wenn sie verschwindet, also wenn sie stärker oder schwächer wird, so zeigt sich auch die entsprechende Induktionsfähigkeit der Seele nicht im ruhigen gleichbleibenden Verlaufe ihrer Tätigkeit, sondern stets unter dem Einfluß ungewöhnlicher Einwirkungen, bei denen es sich sowohl um eine Verstärkung als eine Abschwächung handeln kann.



Korndämonen.

Von Franz Pilgk.

Das wogende Kornfeld mit seinem goldenen Auf und Nieder hat von jeher auf das unbefangene Gemüt unseres Volkes einen geheimnisvollen Zauber ausgeübt. Und wie es uns die stets sich erneuernde Erfüllung der alten Verheißung ist: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“, so fassen auch unsere heidnischen Vorfahren in den wallenden Wogen den Segensgang der befruchtenden Naturkraft, die sie in ihren Göttern personifizierten. Insbesondere verehrten sie Wodan und seine hohe Gemahlin Freya-Valda als Spender des Erntesegens, Fro aber ritt auf seinem goldborstigen Eber durch die Felder, ihnen so Fruchtbarkeit verleihend.

Noch heute erinnern uns zahlreiche volkstümliche Ueberlieferungen an jene mythischen Gestalten. In Mecklenburg und in der Mark a. B. übte man noch bis in die jüngste Zeit den Brauch, die letzte Garbe oder wenigstens einige Halme, deren Ähren zu einem Büschel zusammengebunden wurden, auf dem Felde stehen zu lassen. Dann traten alle Mäher herzu, entblühten ihre Häupter, wandten ihre Sensen und Werkzeuge nach dem Ährenbüschel und riefen dreimal Wodan an:

„Wode, Wode,
Hale dinem Roffe nu Woder (Gutter)!
Nu Distel un Dorn,
Zom andren Jar beter Korn!“

Bei Hannover wurde diese letzte Garbe mit dem jubelnden Rufe „De Aule, de Aule“ begrüßt, und in der Osnabrücker Gegend kniete man vor ihr nieder und küßte den Alten, ein Brauch, der uns schon in einer Urkunde aus dem Jahre 1249 bezeugt wird. Nach dieser mußten die Bewohner einiger preussischer Landschaften dem päpstlichen Legaten Jakob von Püttig geloben, nicht ferner dem Götzenbilde, der Alte genannt, zu opfern, das sie alle Jahr nach eingebrachter Ernte zu bilden und als einen Gott anzubeten pflegten. In Niederbayern nennt man den stehengebliebenen Rest der Ähren Osmalde (wohl entstanden aus Odinswala = Odinsauswahl), schmückt ihn mit Bändern und Blumen, legt zuweilen noch ein Stück Brot darunter, betet zu Gott oder der hl. Dreieinigkeit und umtanzt die Figur. Auch in Tirol kennt man den Oswald. Er war dort ein König, der vertrieben wurde und nach dem Etchlande flüchtete. Er hatte stets einen Raben bei sich und galt für einen gewaltigen Wettermacher, Welches Blige, die an Wodan-Obin erinnern.

In Pommern wird nach Schluß der Ernte „der Alte“ mit Hufe, Weste, Rock und Hut bekleidet und der Gutsherrschaft gebracht. Bei der Ankunft auf dem Hofe spricht der Vormäher einige Verse. So lautet ein pommersches Gedicht, das auch auf den Bismarckschen Gütern um Barzin gebräuchlich war:

„Guten Tag, ihr Herren allzumal,
Wie viele sind in diesem Saal,
Wir kommen hier eingetreten,
Kein Mensch hat uns hergesehen.
Wir haben uns recht bedacht
Und einen Alten gemacht,
Der ist nicht von Distel und Dorn,
Sondern von Blumen und reinem Korn.
Wir haben gebunden
In heißen Stunden,
Wir haben geharkt,
Daß der Sand so staubt.
Wenn wir dann zurückkehren,
Sehn die Mählzeit vor uns stehn,
Von dem Kessel in den Pöffel, von dem Pöffel in den
Dabei laß' uns der liebe Gott gesund!“ [Mund,

Und nun folgen allerlei Glückwünsche, z. B. die in Erntesprüchen oder Dreikönigsliedern in ähnlicher Form westwärts bis ins Hessische nachgewiesenen Verse:

„Wir wünschen der Herrschaft 'nen goldenen Tisch,
Auf jeder Ecke einen gebratenen Fisch,
In der Mitte eine Flasche Wein,
Dabei soll'n die Herrschaften lustig sein.“

Wünsche für die anderen Mitglieder der Familie, auch solche lustiger Art, machen den Beschluß. Stellenweise wurde mit dem Alten allerlei Spaß getrieben. Man setzte ihn beim Festmahl mit an den Tisch und hernach schwenkte jede Biederin ihn im Tanze herum.

Wie in „dem Alten“ eine Erinnerung an den Göttervater Wodan-Obin fortlebt, so in einem im Korne weisenden weiblichen Wesen eine solche an Freya-Valda. Zwar ist das freundliche Bild der lieblichen Göttermutter arg entstellt, in Südhannover stellt man sich z. B. die Kornmutter oder Roggenmuhme als eine grautölpliche Alte mit roten Augen und schwarzer Nase vor, man läßt aber doch ihr zu Ehren einen Busch Roggen stehen, denn:

Mit schwielenharter, brauner Hand
Ertheilt sie dem Korn den Segen,
Wenn sich im heißen Sonnenbrand
Beginnt der Blüte Frucht zu regen.
Wo sie die Ähren rührt, da quillt
Empor die Milch der Mutter Erde
Ins Körnlein, welches freudig schwillt,
Daß es zum Brot des Menschen werde.
Und wo zu schmalen Niederlein
Sich teilen die besäten Breiten,
Da steht man doppelt sie seldein,
Feldaus der Armen Land durchschreiten.
Mein Kind, hab du des Kornes acht,
Vertritt es nicht ob einer Blume —
Mit ihren grohen Augen wacht
Im Feld die strenge Roggenmuhme.

In den einst slawischen Gegenden Deutschlands kennt man die Mittagsgöttin. Pšesponika oder Polednice heißt sie auf wendisch, und vielenorts ist der Glaube an ihr Walten im Volke noch heute lebendig, obgleich auch sie altheidnischer Zeit entstammt. In ihrer Obhut liegt Wachsen und Gedeihen des goldenen Kornes, und wehe dem Frevler, der ihren Feldern verwilligend naht. Kinder, die, nach Kornblumen suchend, mutwillig die Halme niedertreten oder sonst freventlich die Saat beschädigen, lockt sie weit in das Feld hinein, daß sie sich nicht wieder zurückfinden und elend umkommen müssen. Dem nachlässigen Bauer, der nicht auf seine Wirtschaft achtet und lieber in der Schenke sitzt, streut sie Unkraut unter die Saat oder lenkt Hagel und Wetter Schlag auf die Felder. Ebenso tritt sie da als Netterin auf, wo Gesinde und Arbeitsleute nicht gut gehalten und bei langer Kost über die Mähen angestrengt werden. Doch ist sie auch mild und gütig. Verirrte führt sie auf den rechten Weg, auch hat der fromme Bauer an ihr eine treue Helferin. Seine Ähren tragen hundertfältige Frucht, und weder Mohn noch Rabe blüht in seinem Feld. Mit ihren Schößlingen, den Heimchen, sucht sie alles Unkraut aus seinem Felde heraus.

Zur Erntezeit ist sie schon manchem Schnitter, mancher Garbenbinderin im Traume erschienen, wenn sie sich um die Mittagsstunde am Rande des Feldes niedergelegt hatten. Dann fassen sie die Mittagsgöttin im leuchtenden weißen Gewande und flatternden Goldhaar, eine goldene Sichel und ein Bündel Roggen in der Hand, über die Felder dahinschweben. Die aber,

die sich selbst um die heißeste Stunde des Tages keine Ruhe gönnten, zwang sie, Sichel und Sense hinzulegen, und oft brauchte sie ihre Macht so stark, daß die Ungenügsamen eine Beute des Haischlages wurden.

Der böswilligste und gefürchtetste unter all den Feldgeistern war der Bilwis. Man stellte sich ihn, dessen Name wohl auf das althochdeutsche *balowis*—verderbenbringend zurückgeht, als einen sehr mageren Mann vor, angetan mit einem langschößigen Rock, das Haupt bedeckt mit einem dreieckigen Hüthen. Wenn kein Mond am Himmel stand, namentlich um Walpurgis und Johannis, schlich er sich um Mitternacht aufs Feld, schnallte seinen rechten Schuh ab und band an die große Zehe seines rechten Fußes eine kleine, aber sehr scharfe Sichel. Nun ging er durchs Feld und mähte schmale, aber sehr lange Gassen. In Bayern erzählt man, der Bilwis sei ein häßlicher Unhold von dicker, zottiger Gestalt, der an seinen plumpen Fußstapfen messerscharfe Sichel trage. Er springt in jedes Feld hinein, das nicht „ackert“ ist, und drittelt es, d. h. er holt sich den dritten Teil. Seine Beute schleppt er, indem er sich von einem Sturmwind heimtragen läßt, in eine gewaltige Höhle, welche kein Menschenauge entdecken kann. Ist die Höhle so voll, daß kein Halmchen mehr Platz darin findet, so hört der Unhold trotzdem nicht auf, die Felder zu verwüsten. Er stapft dann darin herum und tritt das Korn mit seinen Klumpfüßen nieder. Ihm ist es dabei gleich, ob die Saat erst in die Halme schießt oder die Aehren schon golden der Ernte entgegenwinken.

Jede Gegend besaß ihre besonderen Mittel, diesem Schädling das Handwerk zu legen. In Landau z. B. steckte man mitten in den Acker auf einen Stab einen aus Feldblumen gewundenen und am Gründonnerstag geweihten Kranz. In der Passauer Gegend band man bei der Ernte in die erste Garbe einen Wacholderzweig und legte sie zuerst auf den Wagen, droß sie aber zuletzt aus. Hierdurch sollte der Acker für das kommende Jahr vor dem Bilwis gesichert sein. Im Oberfränkischen sichert sich der Bauer schon beim Säen gegen den Bilwesschnitter, indem er beim ersten Handwurf der Körner sprach: „Hier säe ich das Christi-Kreuz, daß mir der Bilwesschnitter keinen Schaden tut.“ und an anderen Orten warf man zuerst eine Handvoll tauber Aehren in die Pflugschneise, damit der Staub dem Unhold in die Augen flog. Sehr schwer war es, den Bilwis zu entdecken und zu vernichten. In Thüringen hängte man sich zu diesem Zwecke am Dreifaltigkeitssonntage einen Spiegel um den Hals und setzte sich auf einen Volunderbusch, von hier aus fleißig Umschau haltend. Doch wagte es jemand höchst selten, auf diese Weise den Bilwis zu entdecken, da es für den Späher selbst lebensgefährlich war; denn wenn der Bilwis ihn zuerst sah, mußte er sein klüßnes Unternehen mit dem Tode büßen. Nur wenn sich der Bilwis in dem Spiegel erblickte, ohne dessen Träger zu sehen, mußte er binnen Jahresfrist sterben.

Zur Erklärung über die Entstehung der Sage von dem Bilwis sei bemerkt, daß man in der Tat in Getreidefeldern, die in der Nähe von Wäldern liegen, solche leer getretene oder abgemähte Gänge findet. Diese haben sich dem nächtlichen Beobachter als Spuren der Firsche, Rehe und Hasen herausgestellt, die zur frühen Morgenszeit Aehren in den Getreidefeldern abhalten haben.

Andererseits sah der Volksglaube auch allerlei gespenstige Tiere im Korn. Noch heute sagt man, wenn der Wind über die Felder dahinstreicht und die Halme sich auf und nieder neigen, „der Wolf ist im Korn“. In der Umgegend von Kiel warnt man die Kinder vor dem „Bullkat“, und in der Bremer Gegend „laufen die Windkaben im Getreide“. In der südlichen Elbeburger Heide haust der Bock im Roggen; der beim Mähen unwohl werdende Schnitter sagt: „Mit hett der Bock stüht (stehen)“. Der mecklenburgische Schnitter aber meint, wenn er zum letzten Schnitt ausholt: „De Has fall woll nu rut.“ Andernorts spricht man von Schweinen, Dunden, Dähnen usw. Es sind dies alles mythische Tiere, die im Korn als dämonische Wesen leben; uralte Schöpfungen der Volkspoesie für Wind- und Wettererscheinungen.

Beim Mähen des Getreides flog der Korndämon von Ackerstück zu Ackerstück, bis er endlich in den letzten Halmen gefangen wurde, und dies bedeutete seinen Tod. Diese Tötung wurde früher dramatisch dargestellt, und so entstanden eine Reihe von Spielen, die wie die des Hahnschlages, auch außer der Erntezeit zu Volksbelustigungen wurden. Hier und da gab man der letzten Garbe auch die Gestalt des Korndämons, eines Wolfes, Bockes, Dähnes usw. Meist wurde diese letzte Garbe besonders feierlich auf den Hof gebracht und nicht mit in der Scheune geborgen, sondern für die Vögel oder „für die Engel“ hinter die Scheumentür gestellt. Jedenfalls haben wir es in diesem Brauch mit Resten eines heidnischen Erntepfers zu tun, ließen doch die früheren Geschlechter gern die segenspendenden Gottheiten selbst an diesem ihren Segen teilhaben.

Musketier Meier II.

Von Rudolf Michael.

Heinrich Meier saß in der Kantine des 1. Bataillons an dem breiten kahlen Tisch und schaute sinnend auf seine Eßkumme nieder. Erbsen mit Speck. Die blanken Fettstückchen schwammen auf der dicken grünen Suppe wie Robben, die sich an der Oberfläche des stillen, warmen Meeres sonnen. Um ihn herum schoben und drängten sich die Soldaten, qualmend und schwägend. Aber er sah nicht darnach hin.

Heinrich Meier war sonst keine nachdenkliche Natur. Er nahm das Leben, wie ein Kind die Süßigkeit, die es kurzerhand in den Mund schiebt, ohne sich viel um „Bitte“ und „Danke“ zu scheren. Aber wenn einem Menschen in einer Woche wohl ein dutzend Mal gesagt wird, daß er überflüssig sei, daß zehn Meier in einer Kompagnie überreichlich seien, dann muß doch schließlich der Hang zum Philosophieren in ihm geweckt werden. Und Erbsen mit Speck geben bei einem Soldaten gerade den geeigneten Hintergrund hierfür ab. So geschah, was noch nie geschehen war: Heinrich Meier nahm seine volle Eßkumme, stand auf und ging, ohne etwas gegessen zu haben, wieder hinaus auf den Hof.

Die anderen Soldaten kannten ihn alle, den kleinen, edigen Rekruten Meier. Und sie ließen ihn ebenso wenig vorbei, wie sie ein hübsches Mädel vorbeiließen, ohne ihm ein neckisches Wort zuzurufen. Sonst trabte er immer gelassen weiter. Heute ärgerte und schmerzte ihn jedes Wort, sodas sich ihm die Hand in der Tasche zusammenkrampfte.

Er war eine jener seltsamen verschlossenen und täpischen Naturen, denen man alles zu bieten können glaubt, und deren Empörung und beleidigter Stolz man hinterher noch verachtet, weil sie uns dumm erscheinen. Und nun auch noch dazu mit solchem Namen behaftet. Heinrich Meier fühlte, daß es kein Segen war, der erste in einer Kompagnie zu sein. Aber er trotzte weiter wie ein mildes Pferd.

Die Feldgrauen scharten sich zu dichten Häufen auf dem Kasernenhof und warteten auf den Apell.

Peter Wilm stand als Posten vor den in langen Reihen aufgestellten Gewehren.

„Ja, ja, Hein, jetzt geht's raus,“ redet er den vorbeistampfenden Rekruten an. „Was meinst du, kommst du Pfingsten wohl nach?“ fuhr er dann fort, als Heinrich Meier stehen blieb, ohne den andern freilich anzusehen.

Der kleine Rekrut war erregt, ohne daß er wußte weshalb. Die Kumme ließ er sinken, und die Erbsensuppe floss in bedächtigen Strömen an der Hose hinunter und suchte sich einen Weg in die geheimnisvollen Tiefen des linken Schäftstiefels.

„Hahaha!“ lachte Peter Wilm und schlug sich mit der blanken Hand aufs Knie.

„Du, Hein, die Erbsensupp', nimm die man mit ins Feld! Schmeckt auch kalt schön, aufs Brot gelegt!“

Heinrich Meier biß still die Zähne aufeinander und schlurte weiter. Ihn fror. Ein scharfer Wind fuhr um jede Ecke des Kasernenhofes.

Die Feldgrauen traten in Gliedern an. Eine seltsam schöne Front. Diese eintönig grauen Gestalten, so breit und wuchtig, daß kein Sturm sie umzuwehen schien.

Heinrich Meier sah sich um. Eine Stimmung, aus Wehmut und Ingrimme gemischt, kam über ihn. Er musterte einen Augenblick die lange Reihe. Dann spuckte er ärgerlich zur Seite und ging ins Revier seiner Kompagnie. Er hörte noch nach einer Weile ein dreifaches hartes „Hurra!“ über die Kaserne schallen, hörte, wie mit lautem Takt die Kapelle ihr „Deutschland, Deutschland über alles“ einsetzte, hörte sich dann in einem Winkel der Stube auf den Rand seines Strohsackes und stützte den edigen Kopf auf beide Fäuste.

Drei Wochen später stand Heinrich Meier II. auf dem Kasernenfront in der Kompagniefrent und erwartete den Augenblick, wo der Oberfeldwebel sie mit einer Mahnung und einem Hoch auf den Kaiser ins Feld entlassen würde. Er trat von einem Fuß auf den andern, rieb sich die kalten,

steifen Hände und schaute ohne Teilnahme auf die Frauen und Mädchen, die um die Kompanie herumliefen, um noch ein letztes Wort mit ihrem Musketier zu wechseln. Der Oberstleutnant kam. Das Hurra vershallte.

"Kompanie, marsch!"

Wie tausend stählerne Hämmer klapperten die Tritte der Soldaten auf das Pflaster.

Heinrich Meier sah vor sich hin. Die andern winkten zu den Fenstern hinauf und lachten. Er fühlte etwas wie Stolz, und er, der sonst nie ein Wort ungezwungen sprach, wurde noch schweigsamer. Der Abschied stimmte ihn nicht zur Wehmut, sondern zu Trost und Härte.

Als aber ein Verwundeter an der Kolonne vorbei ging, im Knopfloch das eiserne Kreuz, den linken Arm in der Binde, da rief er lustig wie ein Kind "Hurra!" Seine Kameraden lachten. "Meier, red' nicht soviel! Du bild'st dich zum Schwäger aus."

Da schwieg er und trottete weiter.

Die Kompanie lag in der weiten Schützenlinie zwischen den Rüben am Rand des Dorfes.

"Das Dorf ist solange, wie möglich zu halten," hatte der Adjutant noch gesagt, als er auf dem zitternden Pferd zurücktrafte.

Stundenlang knatterte nun schon das Gewehrfeuer. Heulend fuhren die Granaten in das Dorf. Ab und zu schloß einer der Soldaten die Augen. Hinter der Stirne hämmerte es, und die Ohren sausten wie ein kochender Kessel.

Nerven mußte man haben!

Nur Heinrich Meier lag breit und schwer zwischen den Rüben, den Kolben an der Bude und zielte ruhig.

Drei oder vier Mann weiter lag Peter Wilm und versuchte den zitternden Lauf in das Ziel zu bringen. Aber er setzte wieder ab und sah zu dem kleinen Meier hinüber. Ihn kribbelte es.

"Was macht die Erbsensupp'?" schrie er den kleinen Rekruten an.

"Willst du welche ab? Schmeckt wie Kachs, sag' ich dir!" schrie er wieder und drückte gleichzeitig ab.

Die Umliegenden waren unruhig und verlangten nach Bewegung. Nur Meier 11. lag da in stählerner Ruhe und spähte nach dem Feind. Und seine Ruhe wirkte auf die andern wie ein belebender Trank. Sie schossen weiter.

"Mach' mal 'n Witz!" schrie Peter Wilm wieder herüber. Aber nach dem letzten Wort klatschte ihm von oben eine Kugel ins Bein, daß er mit einem Ruck darnach fiel und einen leichten Seufzer des Schmerzes hören ließ.

"Warum machst du schlapp, Peter?" rief Meier, gelassen wie am Bierisch, langte in die Rocktasche, zündete sich eine Zigarre an und schloß weiter.

"Peter Wilm, willst du rauchen? Steck dir 'ne Rübe an. Schmeckt auch!" waren seine Worte, während er den nächsten Schuß aus dem Gewehr schickte.

Da lief durch die Schützenlinie der Befehl zum Zurückgehen. Heinrich Meier löschte seine Zigarre und steckte sie ärgerlich wieder in die Tasche.

Der Befehl des Zugführers scholl über das Feld.

"Kehrt! Marsch, marsch!"

Heinrich Meier erhob sich und schaute sich noch um, während die anderen schon weiterstürzten. Peter Wilm blieb liegen.

"Komm, Peter!" sagte er. "Heute gibt's Erbsen mit Speck. Die da drüben woll'n dich garnicht haben!" Dabei half er dem Verwundeten auf, packte ihn hart unter den Arm und stolperte mit ihm zurück. Eine Saat von Kugeln fiel um den kleinen tapferen Rekruten nieder. Aber keine traf ihn.

Mühsam schleppte er den verwundeten Kameraden hinter die Front. Gleich darauf lag er wieder in der Schützenlinie. Mit einer Ruhe, als wollte er fliegen fangen.

Die Kompanie hielt die Stellung, bis die Verstärkung kam. Am Abend nahm Meier seine Zigarre wieder heraus und rauchte weiter. Da holte ihn der Feldwebel zum Oberst.

Der kleine Rekrut, dem der Schmutz in dicken Streifen an Rock und Stiefeln saß, baute sich ruhig vor dem Oberst auf.

Der lachte. "Das ist also der tapfere Kerl?"

Heinrich Meier schwieg.

"Wie heißt du?"

"Meier 11."

Der Oberst lachte wieder. "Trotz dem Namen ein so tüchtiger Kerl?"

"Jawohl, Herr Oberst."

"Da möchte ich, weiß Gott, die ganze deutsche Armee sei eine große Meierei. Wir wollen die Kerls da drüben schön melken, was?"

"Jawohl, Herr Oberst."

Als Heinrich Meier zurück ging, trug er das Eiserne Kreuz. Aber die zerdrückte Zigarre, die er am Vormittag schon angeraucht hatte, hielt er noch fest in der Hand.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Deutsche Worte.

Einmut entsteht unter Sprach-, Stamm- und Staatsgenossen bei gleicher Gefahr und gleichem Gefühl. Allgemeine Not, Furcht und Plage wecken das schlummernde Volkstum zum Einmut. Sein Heldentum vollendet Riesenerbe und vollbringt Riesendinge. Eine neue Wunderwelt scheint dann plötzlich geschaffen. Jahn.

Das Höchste, wozu der Geist es bringen kann, ist, daß er wohne in einem Zustande oberhalb aller Notdurft der Tugenden, wo der Seele alles Gute so zur Natur geworden ist, daß sie die einzelne Tugend nicht jeweils erst mit einem Anlaufe nehmen muß, sondern wo sie alle, auch ungeübt, im voraus aus ihr leuchtet: wo die Tugend zu ihrem Wesensbestande gehört. Dann erst ist die Tugend hingelangt zu ihrem Ziele: zur Einigung des heiligen Geistes. Meister Eckhart.

Große Zeit ist es immer nur, wenn's beinahe schief geht, wenn man jeden Augenblick fürchten muß: Jetzt ist alles vorbei. Da zeist sich's. Fontane.

*

Kraftwagen im Kampfe.

Schon der nächste Augenblick löst das Rätsel: auf der Höhe der Geländewelle erscheinen fünf feindliche Automobile — das vorderste mit einem Maschinengewehr ausgerüstet. Einen Augenblick hält der Gegner, offenbar überrascht über diese unerwartete Begegnung. Aber dann aufgeregte Kommandorufe und das Maschinengewehr wird eilends herumgedreht; es richtet seine drohende Mündung auf unsere Autos, die ihm ein alzendes Schußziel bieten. Zum ersten Mal sehen sich unsere Leute einer der berühmten Automitrailleusen gegenüber, von denen die Franzosen so viel Aufsehens gemacht hatten. Die Situation ist nichts weniger als angenehm. Umso schneller muß gehandelt werden. Sofort nimmt unsere Infanterie daher den neuen Feind unter Feuer und überschüttet ihn mit einem Hagel von Geschossen. Dennoch ist es schließlich nur ein glücklicher Zufall, daß gerade der Führer des Maschinengewehrs gleich als erstes Opfer getötet vom Wagen sinkt und so nicht erst imstande ist, das furchtbare Werkzeug in Tätigkeit zu setzen. Aber ihm wurden noch zwölf Insassen der Automobile getötet und mehrere andere verwundet. Ein Schuß schlägt in den Benzintank eines der Autos ein, und im Nu steht es in Flammen, eine einzige Feuerfäule — es schlägt nur einem der Insassen, sich durch schnellen Sprung zu retten, die anderen fanden ihren Tod in den Flammen. Der graufige Anblick, dazu noch einige wohlgezielte weitere Schüsse unserer Infanteristen, die auch unter den Reitern ihre Opfer fordern, erschüttern nun auch den Mut der französischen Kavallerie. Von plötzlichem Schrecken erfaßt, werfen sie die Säule herum und jagen davon. Nun können die Unseren zu den feindlichen Automobilen laufen und gefangen nehmen, was noch am Leben ist. Viel ist es freilich nicht mehr. Dann geht es an eine Besichtigung der Wagen, alles tabellose neue Marken, wohlbekannte Systeme — eine gute Beute! Man macht sich daran, die Wagen wieder in Stand zu setzen, um sie im Schleppzug mitzuführen. Aber während dieser Arbeit kommt einer der Gefangenen auf den Kolonnenführer zu und spricht ihn an. Es ist offenbar ein gebildeter Mann — später gibt er

sich als Pariser Advokat zu erkennen —, er macht aus freien Stücken dem Führer eine äußerst wichtige Mitteilung: die fünf französischen Automobile sind die Spitze einer feindlichen Division, die in Entfernung von etwa einer Viertelstunde folgt. Gleich muß sie also heran sein. Es ist keine Minute mehr zu verlieren. „An die Wagen!“ An das Mitnehmen der erbeuteten Autos ist nun freilich nicht mehr zu denken, aber in die Hände der Feinde will man das wertvolle Material auch nicht fallen lassen. So werden denn eilig die Benzintanks auch der vier unversehrten Autos geöffnet und zum Entzünden gebracht. In nicht drei Minuten ist das Zerstörungswerk getan und schnellstens setzt sich die Kolonne nun wieder in Marsch. Der Gefangene, der die Meldung gemacht hat, muß neben dem Führer der Kolonne im ersten Wagen Platz nehmen. Auf Feldwegen sucht man sich durchzuschlagen, fernab der eigentlichen Straße. Und es glückt auch, bis kurz vor F. Da — als die Kolonne gerade aus einem Feldweg wieder ein Stück auf die Straße einbiegen will — bemerkt der Führer plötzlich links vor einem Gutshof einen größeren Trupp Reiter, anscheinend eine halbe Schwadron feindlicher Kavallerie. Die Straße führt in nur 200 Meter Entfernung gerade an dem Gehöft vorbei. Noch haben die Reiter die herannahende Kolonne nicht bemerkt, oder man hält sie für die eigene Autokolonne, die vor noch nicht langer Zeit hier vorübergekommen sein mag. Jedenfalls ist bei den Kavalleristen kein Anzeichen eines Angriffs zu bemerken. Da hebt der Kolonnenführer die Hand, stößt dreimal mit der geballten Faust nach oben, das Signal: Vorwärts mit größtmöglicher Geschwindigkeit! Und mit weitgeöffneter Auspuffklappe, unter höllischem Geräusch stürmen die Automobile vorwärts. Noch immer schöpfen die Franzosen keinen Argwohn, sie sehen ja jetzt deutlich den Gefangenen mit dem roten Käppi und der dunkelblauen Uniform auf dem Führersitz des ersten Wagens. So nähern sich die ersten Wagen der Kolonne ungehindert dem Gehöft; da aber kommt vom Führerwagen das Kommando: „Feuer!“ Und in den ganz unvorbereiteten Gegner kracht schmetternd die Salve. Kersengerade steigen die Gänse, zwei oder drei Reiter gleiten aus dem Sattel, vielleicht vom tödlichen Blei getroffen, und ehe noch der überrumpelte Feind an Gegenwehr denken kann, sind die Automobile schon weit davon.

(Berliner Tageblatt.)

Ein unbewusstes Sehnen.

Fleisch verlangt der Krieger und warme Suppe. Es brodet in den Feldküchen, die jeden Tag nach vorn fahren. Getränke gibt es auch. Die Verpflegung ist gut. Rindfleisch und Suppe mit Linsen. Es wird im Dorfe geschlachtet und gekocht, vom Morgen bis zum Abend. Die Gulaschkanonen versauern ganze Rindviehherden. Stochen die Transporte aus irgendeinem Grunde, so greift man die Konservenvorräte an, bis wieder Rind und Schwein herangebracht werden. Die Kantinen bringen für die Offiziere, was nur das Herz an ehbaren Sachen begehrt. Tokajer und ungarischer Sekt steigen empor aus den geheimnisvollen Kisten der Kantinenwirte und finden den Weg bis zum vordersten Schützenaraben, wenn dort zufälligerweise einer seinen Geburtstag feiert. Ich sagte, daß alles, was war und wird, der Unwirklichkeit anheimgefallen ist, weil das Gegenwärtige die Herrschaft an sich gerissen hat und machtberaubt die so lange entbehrte Gewalt den Menschen andrängt. Trotzdem aber geht ein unbewusstes Sehnen durch die Männer. Fern, wie ein Leben auf einer anderen Welt, scheint ihnen die Heimat, sind ihnen Vater und Mutter, Weib und Kind. Die Briefe, die kommen, sind wie unfassbare Botschaften aus dieser fernen Welt. Blah und leicht, wie ein Rauch, ist der beschriebene Bogen, unwirklich wie die Stunde des Traumes, da ich mit feuchten Augen erwache. In selbstgeklärter Hand ruht die Kunde, die dem Manne aus der Heimat zugeht. Langsam liest er Silben und Sätze, kaum wissend, was da geschrieben steht, weil alles, was ihm lieb und teuer ist, sich unsagbar und geheimnisvoll zwischen den Zeilen und Silben offenbart. Er faltet den Brief zusammen und verbrät ihn da, wo er sein ganzes Vermögen trägt, in der Wachsstocktasche an seinem Hals. Und wieder dringt die Gegenwart unerbittlich und unabwendbar auf ihn ein. Die höchste Pflicht: das nackte Leben zu erhalten und selbstbewußt hinzugeben, erfüllt ihn ganz, erfüllt jeden der Grenadiere und Musketiere aus Deutschland, die in den Karpathen kämpfen. Vergelt sie nicht, ihr alle zu Hause! Gebt ihnen ein Wort aus Deutschland mit, einen Segen, eine Liebesbeschwörung, ein Siegesgebet, daß ihnen das Blut warm in die Wangen steigt, wenn sie im Feuer liegen oder zum Sturm sich erheben! Teilt ihnen, ihr Frauen und Greise und Kinder, daß auch ihr, opferbereit und germanengläubig, alles hingibt, selbst Mann und Sohn und Bruder, wenn das Loß sie trifft, damit er fallend noch die fremde Erde küsse, die er um eurentwillen betreten!

(Berliner Tageblatt.)

Ein Husarenkudlein.

Vom östlichen Kriegsschauplatz wird dem H. Z. geschrieben: Hier geht eine reizende Husarenepisode von Mund zu Mund. Die von Saros sich zurückziehende russische Armee, welche sich nach der Schlacht bei Limanowa von Jaslo aus gegen den Karpathentamm zu neuerdings im Vordringen begriffen war, fandte ihre Vortruppen gegen Duka zu. Zwei Husaren einer Patrouille des 1. Donvohusarenregiments hielten in den Schluchten des Tysagorawaldes Ausschau im Terrain. Schon auf dem Rückwege begriffen, blieb der eine von ihnen etwas zurück. Der andere, mit schon um die Schultern gebängtem Karabiner, wartete auf seinen Gefährten, als er plötzlich einen auf einem Baum sitzenden Russen mit angeschlagenem Gewehr erblickte. Der erst im letzten Augenblicke die Gefahr bemerkende Husar setzte sich aber als Herr der Situation und als ein guter Menschenkenner. Er sieht dem Russen ins Gesicht, verbeugt sich vor ihm, und seine Klappe ziehend, begrüßt er ihn freundlich. Der Russe läßt überrascht sein Gewehr sinken, steigt vom Baum herunter, geht unserem Husaren entgegen und schreitet dann, ihm die Hände schüttelnd, ruhig weiter. Später, als der Husar von seinem Offizier gefragt wurde, was ihm eigentlich eingefallen sei, den Russen zu begrüßen, statt zu schießen, meinte er, daß er nichts anderes tun konnte, denn ehe er seinen über der Schulter hängenden Karabiner heruntergeholt hätte, würde ihn der andere doch längst erschossen haben. Und recht hat er gehabt.



Luftige Ecke.

Ein englischer Offizier war mit seiner Kompanie beim Schießunterricht sehr unzufrieden. Einer seiner Leute verfehlte das Ziel auf fünfhundert Meter, und als der Offizier es mit zweihundert Meter versuchte, war das Ergebnis kein besseres. Auch auf die Entfernung von hundert und von fünfzig Meter hatte der Rekrut denselben kläglichen Erfolg. Da geriet der Offizier in gewaltigen Zorn und donnerte: „Achtung! Seitengewehr pflanzt auf! Zur Attacke auf das Ziel! Es ist die letzte Chance, die Sie haben.“

Ein Geschäftsreisender hatte in einer kleinen Stadt in Nordamerika einen großen Auftrag auf Eisenwaren erhalten und bemühte sich, dem Geschäftsleiter aus Erkenntlichkeit eine Kiste Savanna-Zigarren aufzubringen. „Nein“, war die Entgegnung, „versuchen Sie nicht, mich zu bestechen. Ich kann sie nicht nehmen!“ — „Aber würden Sie sie nicht als Geschenk annehmen?“ — „Ich könnte es nicht“, war die Antwort. — „Nun denn“, sagte der Reisende, „angenommen, ich verkaufe Ihnen die Zigarren zu einem nominellen Preise, sagen wir mal fünfzig Pfennig?“ — „Well, in dem Falle“, versetzte der Geschäftsleiter, „da das Drängen nicht aufhört und ich ein wohlge meintes Angebot nicht ablehnen möchte, denke ich, werde ich zwei Kisten nehmen.“

Eine junge Dame in einem Seebade hatte über einen von den Badewärtern zu klagen, einem alten Burtschen, der manchmal, um reinzumachen, in der Eile ohne anzuklopfen, in ihren Baderaum stürzte. Eines Morgens, als dies zum sechsten oder siebenten Male geschehen war, stellte sie den alten Knaben zur Rede. „Sehen Sie mal, Peters“, sagte sie, „da ist kein Schloß an meinem Baderarren, wie Sie wissen, und ich muß auch darauf bestehen, daß Sie jedesmal anklopfen, ehe Sie herein kommen. Es ist bis jetzt ja nicht geschehen, aber es könnte sehr gut mal geschehen, daß Sie herein kommen, wenn ich völlig entkleidet wäre.“ — Peters beeilte sich lichernd, die junge Dame über diesen Punkt zu beruhigen. „Deswegen keine Angst, Fräulein“, sprach er, „deswegen keine Angst. In der Tür ist ein Astloch, und da gucke ich immer erst vorher durch, ehe ich rein komme.“

„Doktor, warum machen Sie nicht mal Ferien?“ — „Doch kann ich nicht. Meine Patienten haben mich nötig. Sie be-
sinnen jetzt von ihren Ferien zurückzukommen.“

„Meine Frau wird merken, daß ich auf dem Kommerz zu viel getrunken habe.“ — „Wieso? Du gehst doch gerade genau.“ — „Aber auch mal den elenden Schirm an, den ich mitgenommen habe.“

Bettler (der eben einem Hause einen Besuch abgestattet hat, zu seinem Kollegen): „Der Knud soll mich holen, wenn das nicht das armeligste Haus ist, wo ich je drin gewesen bin. Denk dir bloß, da kimperten zwei Frauenszimmer auf demselben Klavier!“